Zeitschrift: Rheinfelder Neujahrsblätter
Herausgeber: Rheinfelder Neujahrsblatt-Kommission
Band: 69 (2013)

Artikel: Hohe Häuser oder Hochhäuser in Rheinfelden?
Autor: Echarti, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-894789

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hohe Häuser oder Hochhäuser in Rheinfelden?

Walter Echarti[1]

Sucht man in der Silhouette Rheinfeldens nach «Perlen am Rhein», fallen zunächst Bauwerke auf, die sich in ihrer Grösse, insbesondere in ihrer Höhe, von der Umgebung abheben. Wie weit es sich tatsächlich um «Perlen» handelt, ist von weitem nicht ohne weiteres erkennbar und muss zunächst offen bleiben.

Es sind Kirchtürme, Silos oder Hochhäuser, die aus der umgebenden Bebauung herausragen. Je nach Standort und Blickwinkel, und entsprechend mehr oder weniger prominent treten die Hochhäuser

Die Silhouette Rheinfeldens Foto: Walter Echarti

[1] Walter Echarti, dipl. Architekt ETH/SIA lebt und arbeitet in der Nordwestschweiz.

zwischen der Salinenstrasse und dem Eisenbahntrasse, neben verschiedenen Kirchtürmen oder Stadttoren, die Bauten von Cardinal und Feldschlösschen sowie etwas weiter rheinabwärts, der Augarten, in Erscheinung.

Was veranlasst die Menschen, in die Höhe zu bauen?
Die älteste, und in eigentlich allen europäischen Innenstädten lange Zeit prägendste Form eines hohen Gebäudes ist der Kirchturm. Ob als freistehender Campanile, als in den Gebäudekomplex integrierter Bauteil, oder nur als kleiner Dachreiter – ein Turm ist in unseren Sehgewohnheiten längst ein fester Bestandteil eines Gotteshauses, ohne dass die Gründe dafür klar zuzuordnen wären. Ein Kirchturm ist aus theologischer Sicht nicht schlüssig begründbar. Die Versinnbildlichung der Nähe zu Gott, oder das weitherum sichtbare Zeichen der Allmacht Gottes, welches mittels seiner Glocken aber auch ein hörbares Zeichen zu setzen in der Lage ist, wie auch die Darstellung eines gewissen Machtanspruches der Kirche als Institution, sind mögliche Hintergründe für die Entwicklung des Bautyps Kirchturm.

Silobauten sind mit klaren technischen Anforderungen, die Höhe fordern, begründet. Die Anforderungen sind einerseits Vorteile oder sogar Notwendigkeiten für die Lagerung von Gütern oder Erfordernisse bei Produktionsprozessen, für deren klare Beispiele die Malzsilos von Cardinal und Feldschlösschen stehen. Sie sind aber auch gleichzeitig eindrückliche Beispiele für eine über die reine Notwendigkeit hinaus gehende Nutzung. Silos wurden und werden im industriellen und damit unternehmerischen Umfeld gerne gleichzeitig als Landmarke zu Image- oder Werbezwecken genutzt. Im Falle des Feldschlösschens ist der betreffende Turm sogar wichtiger Bestandteil des in die bauliche Realität umgesetzten Firmennamens.

Nicht jedes hohe Bauwerk ist ein Hochhaus und niemand würde einen Kirchturm als Hochhaus bezeichnen, denn die gestalterische Ausprägung eines Kirchturms – auch einer modernen Kirchenanlage – ist eindeutig. Im Falle von Silos kann das bereits anders aussehen. Silos sind eine jüngere Bauform ohne traditionellen Gestaltungskanon, entsprechend sind der Gestaltungs- und damit auch der Interpretationsspielraum grösser.

Was treibt die Menschen, in die Höhe zu bauen? Und das ausgerechnet in Rheinfelden – sind Hochhäuser doch eine grossstädtische Erscheinung, Rheinfelden aber nach wie vor eine Kleinstadt in ländlicher Umgebung?

Zunächst stellt sich die Frage: was ist eigentlich ein Hochhaus?
Ein Hochhaus ist ein im Verhältnis zur Breite und Grundfläche hohes Haus. Das ist zunächst eine eher gefühlsmässige Einstufung aufgrund der Proportionen eines Gebäudes, die unabhängig ist von der effektiven Höhe des Bauwerks.

Erwartungsgemäss finden sich in Nachschlagewerken aller Art konkretere Definitionen des Begriffs Hochhaus. Die Definition des Begriffs ‹Hochhaus› erweist sich dabei als eine durch technische Sicherheitsfragen geprägte Auslegung. Gegenüber anderen Bauten wird ein Hochhaus meist mit dem direkten Verweis auf Bau- oder Brandschutzvorschriften abgegrenzt. In der Schweiz definiert die durch die Vereinigung Kantonaler Feuerversicherungen herausgegebene Brandschutznorm Hochhäuser als «Bauten, … deren oberstes Geschoss mehr als 22 m über dem der Feuerwehr dienenden angrenzenden Terrain liegt bzw. mehr als 25 m Traufhöhe aufweist.»

Diese Brandschutznorm mit ihren zugehörigen Richtlinien und Arbeitshilfen wird kantonsübergreifend anerkannt und durch die jeweiligen Baugesetze übernommen; sie deckt hinsichtlich der Bauvorschriften einen der wenigen Themenbereiche ab, die nicht dem typisch schweizerischen Föderalismus unterliegen.

22 Meter entsprechen der Einsatzhöhe typischer Feuerwehrdrehleitern; mit einer Leiterlänge von rund 30 Metern kann diese Höhe von aussen auch über einen Vorgarten oder andere Hindernisse hinweg durch Rettungskräfte relativ einfach und schnell erreicht werden. Oberhalb dieser Grenze – eben bei Hochhäusern – wird es selbst mit geeignetem Gerät schwieriger.[2] Die Folge ist, dass im Vergleich zu niedrigeren Bauten für Hochhäuser mehr und besser geschützte Fluchtwege vorgeschrieben sind, dass für gewisse Bauteile ein höherer Brandwiderstand verlangt wird, kurz, dass die Grundstruktur eines Hochhauses einem Brand länger widerstehen können muss, um die Rettung von Menschen durch das Gebäudeinnere sicherstellen zu können.

Hochhäuser – Wolkenkratzer – Wohnsilos
Unser Bild von Hochhäusern ist wohl in erster Linie vom Bild nordamerikanischer Städte geprägt. Dort hat sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Bautyp Hochhaus parallel zum unwahrscheinlich

[2] So verfügt die Feuerwehr Basel beispielsweise über ein spezielles Hubgerät mit über 40 Metern Einsatzhöhe, dessen Aufstellung aber längere Zeit in Anspruch nimmt, was die Rettung oder den Löschangriff verzögert.

schnellen Wachstum der Städte im Osten entwickelt. Die Notwendigkeit, aus Platzmangel in die Höhe zu bauen, steht eigentlich in einem geradezu schizophrenen Widerspruch zu einem anderen Bild, dem der unendlichen Weite, das wir typischerweise mit Nordamerika verbinden. Aber der Druck, auf der knappen und entsprechend teuren Fläche der im Prinzip ja gerade erst entstandenen Stadtzentren immer mehr Nutzfläche zur Verfügung stellen zu müssen, beschleunigte auch die notwendigen Innovationen. Mit der Erfindung des Personenaufzugs 1853 durch Elisha Graves Otis war eine wichtige Voraussetzung geschaffen, grössere Stockwerkzahlen bequem erschliessen zu können. Zudem erlaubte die Entwicklung und allmähliche Vervollkommnung der Stahlskelettbauweise gegen Ende des 19. Jahrhunderts höhere Bauten, ohne einen immer grösseren Teil der Geschossfläche für tragendes Mauerwerk verbrauchen zu müssen.

Ein interessanter Aspekt bei der Entwicklung und Gestaltung der Hochhäuser ist, dass in Nordamerika vielfach Stilelemente von Kirchtürmen Europas oder prägnante Gestaltungselemente, die zunächst Kirchenbauten oder Repräsentationsbauten vorbehalten waren, auch für profanere Bautypen verwendet wurden.[3] Ein typisches Beispiel einer derartigen Übernahme von Gestaltungselementen zeigt sich in Rheinfelden in der im 19. Jh. begonnenen Schlossarchitektur des Feldschlösschens.

Doch was haben nun Hochhäuser des ausgehenden 19. Jahrhunderts in Nordamerika mit Hochhäusern in Rheinfelden zu tun?

Einen direkten Zusammenhang herstellen zu wollen, wäre mehr als gewagt. Aber so wie die Stilelemente aus Europa die Gestaltung von Bauten in Amerika beeinflussten, so hat die nordamerikanische Entwicklung die europäische Städtebautheorie beeinflusst und sich so auf einigen Umwegen letztlich auch auf Rheinfelden ausgewirkt. Denn auch in Europa sind die Städte im Zuge der Industrialisierung ab Mitte des 19. Jahrhunderts rasant gewachsen. So sind zunächst in England, dann auch in Mitteleuropa Bevölkerungszahlen grösserer Städte förmlich explodiert, was die ohnehin durch viele Unzulänglichkeiten bestimmte Wohnsituation der städtischen Durchschnittsbevölkerung drastisch verschlechterte.

Das Stichwort ‹Industrialisierung› bezeichnet ja nicht nur die Fortschritte der industriellen Produktionsprozesse in Europa, sondern es

---

[3] Chikago/New York, Ende 19./Anfang 20. Jahrhundert
Neogotische Hochhäuser, z.B. Woolworth 1912 in New York

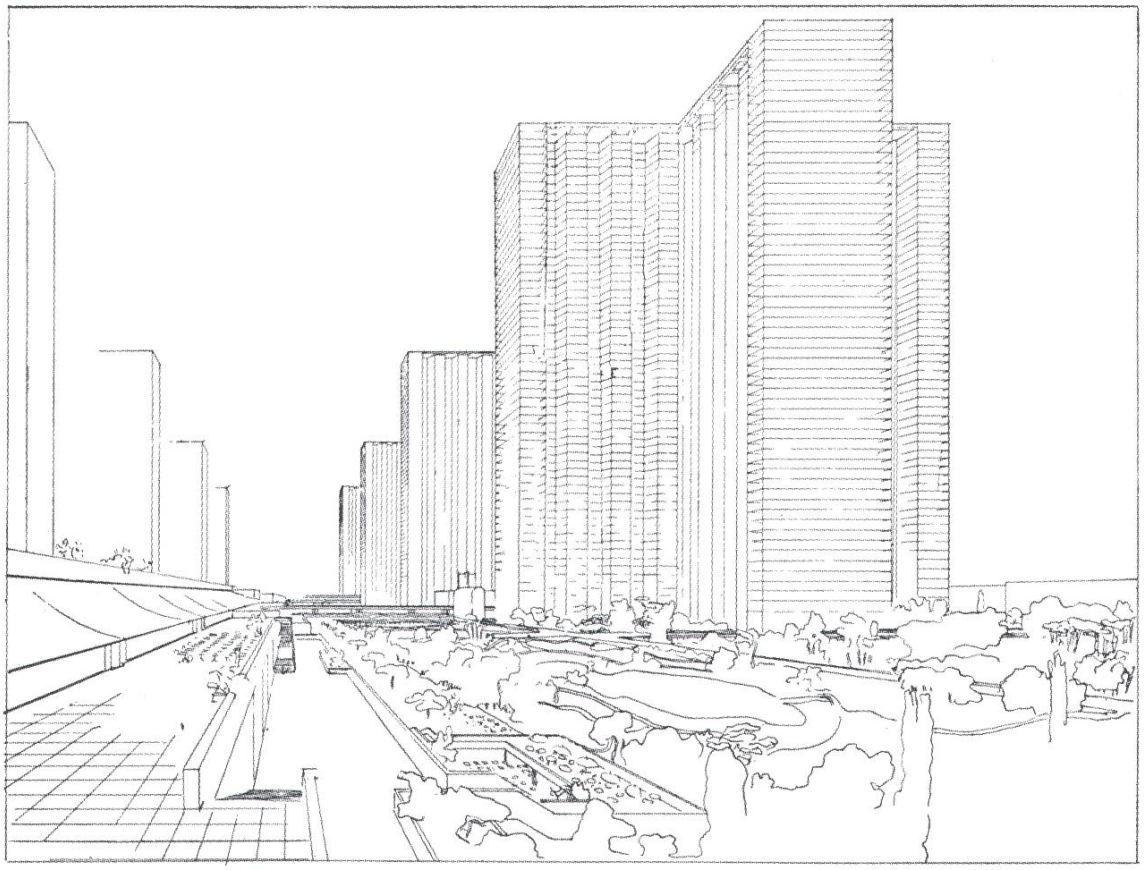
fasst eine ganze Epoche zusammen, während derer eine Vielzahl parallellaufender, sich gegenseitig beeinflussender, grundsätzlicher Umwälzungen in allen Lebensbereichen eingeleitet wurde. Unter anderem akzentuierten sich die Aufgabenbereiche von Architekten und Ingenieuren, und ersetzten den klassischen Baumeister, der als Generalist alle Planungsbereiche abdeckte. Für beide Fachrichtungen entstanden entsprechende Schulen – 1855 beispielsweise das Polytechnikum in Zürich, die heutige ETH – was wiederum den Aufbau des theoretischen, zunehmend auch wissenschaftlich fundierten Hintergrundes bewirkte.

Städtebau wurde nicht mehr unter dem beherrschenden Gesichtspunkt der sich nach aussen abschottenden Wehrtechnik, sondern nun im Sinne vorausschauender, sich öffnender Stadtentwicklung und -Erweiterung betrachtet. Neu wurden auch hygienische oder soziale Gesichtspunkte berücksichtigt – letztlich das Resultat ebenfalls unter dem Druck der Industrialisierung gewonnener Erkenntnisse anderer Lebensbereiche.

Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts wurden verschiedene Theorien für den Umgang mit den Problemen der ausufernden Städte formuliert. Meilensteine waren unter anderem die Gartenstadt-Ideen in den 1890ger-Jahren sowie die «Think-Tanks» deutscher Werkbund ab 1907 und ab 1919 das Bauhaus Dessau, an dem auch Schweizer Architekten und Künstler lehrten oder selber ausgebildet wurden. Die sich daraus entwickelnden, als «Neues Bauen», «Neue Sachlichkeit» oder «internationaler Stil» bezeichneten Architekturströmungen mündeten in die Gründung der Congrès Internationaux d'Architecture Moderne, abgekürzt CIAM, die zwischen 1928 und 1956 stattfanden und an denen sich die damaligen Protagonisten europäischer Architektur über architektonische oder städtebauliche Themen austauschten.

Eine der zentralen Figuren war Charles-Édouard Jeanneret-Gris, besser bekannt als ‹Le Corbusier›, der hier einerseits seine Ideen der Ville Radieuse einbrachte, sie aber auch mit Hilfe der Einflüsse anderer Architekten weiterentwickelte. Für die Stadtentwicklung des 20. Jahrhunderts – und für unsere Frage, warum in Rheinfelden Hochhäuser stehen – von grosser Bedeutung war der vierte CIAM-Kongress 1933, an dem die so genannte Charta von Athen[4], gewissermassen als ein Leit-

[4] Nicht zu verwechseln mit der zwar gleichnamigen, aber nicht vom CIAM stammenden Charta von Athen aus dem Jahre 1931, die sich mit denkmalpflegerischen Prinzipien befasst.



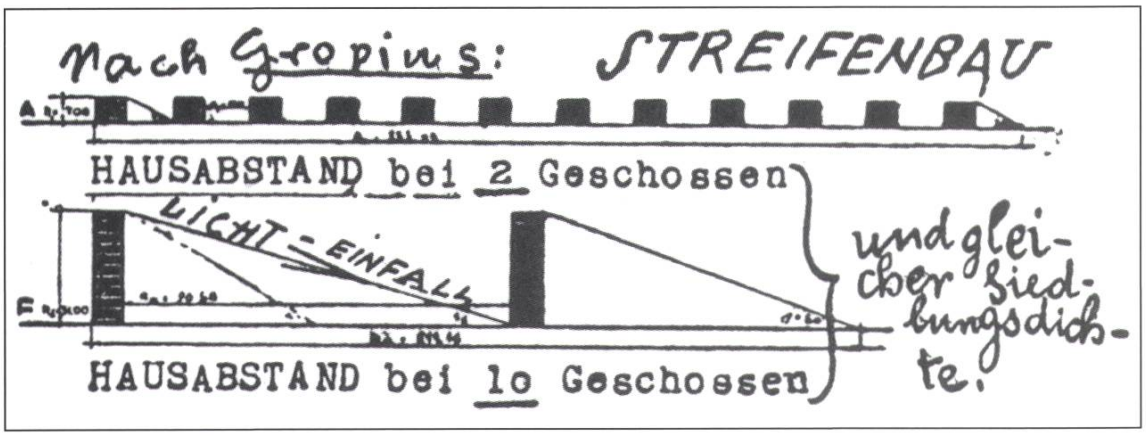
«Ville Radieuse»; aus Le Corbusier, Urbanisme 1925, Neuauflage Paris 1966, S. 232

faden für den Städtebau, verabschiedet wurde. Dieser Leitfaden basierte auf der vergleichenden Analyse von 34 europäischen Städten.

Einer der Kernpunkte ist die Einteilung des Stadtgebiets in voneinander getrennte Funktionszonen. Büro- und Verwaltungsbereiche, Wohnquartiere und Industrienutzungen sind deutlich voneinander abgesetzt und haben voneinander unabhängige Erweiterungsflächen. Für das Wohnen sind hohe Appartementhäuser vorgesehen, die von grossen Freiflächen umgeben sind bzw. so aufgeständert sind, dass der Freiraum ungehindert unter Ihnen fortgesetzt werden kann. Die Stadt wird – auch verkehrstechnisch – auf mehreren Ebenen organisiert.

Die Potentiale der Bauweise Hochhaus wurden durch die Erfahrungen Nordamerikas aufgezeigt. Diese Bauweise war dort schon bald nach ihrem Aufkommen Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr nur Verwaltungsnutzungen vorbehalten, sondern wurde bald auch für reine Wohn- bzw. Appartementhäuser verwendet und mutierte so zu einer der Inspirationsquellen der CIAM-Architekten.

Für eine Würdigung dieser in internationaler, offener und von staatlichen Stellen unabhängiger Zusammenarbeit entstandenen, visionären Konzepte dürfen andere, zeitlich zwar parallel, aber inhaltlich konträr verlaufende Entwicklungen nicht vergessen werden. Einerseits ist es die Weltwirtschaftskrise der späten 1920er Jahre, deren ökonomische Realitäten erforderten, dass auf möglichst wenig Fläche möglichst viel günstiger Wohnraum für die wachsende Bevölkerung bereitgestellt werden konnte. Die Entstehung von immer weiteren Mietskasernen war die Folge, also genau derjenigen Art Bebauung, für die die Ideen des «neuen Bauens» und nachher der CIAM-Kongresse Abhilfe schaffen wollten. Der Umgang mit der ökonomischen Situation, beispielsweise an Hand der so genannten «Wohnung für das Existenzminimum» war neben dem Städtebau von Anfang an eines der Kernthemen von Bauhaus und CIAM-Kongressen.



«Streifenbau nach Gropius»; aus Giedion, Sigfried, Befreites Wohnen, Hrsg. Von Dorothee Huber, Frankfurt a. M. 1985, S. 16

Andererseits ist es die politische Entwicklung der frühen 1930er Jahre mit ihren ideologisch instrumentalisierten, nationalistisch ausgerichteten Architektur- und Städtebaukonzepten.[5] Der weitgehend demokratischen, eher sozialdemokratischen, teils sogar sozialistisch beeinflussten Haltung der CIAM-Architekten standen mit dieser Haltung kaum vereinbare Weltanschauungen gegenüber, mit der Folge, dass die meisten CIAM-Architekten aus dem deutschen Einflussbereich den Krieg im Exil verbrachten und Institutionen wie das Bauhaus geschlossen oder radikal «umorientiert» wurden.

[5] z.B. durch Albert Speer für die Nationalsozialisten in Deutschland.

Dass in Rheinfelden Hochhäuser stehen, ist eine Spätfolge der CIAM-Studien über den Städtebau, insbesondere der Charta von Athen. Deren Veröffentlichung verzögerte sich aus heute ungeklärten Gründen um rund 10 Jahre. Sie erfolgte erst 1943, also mitten im zweiten Weltkrieg, und damit zu einem Zeitpunkt, wo die Resonanz zwangsläufig klein blieb und an eine Umsetzung in die Realität nicht zu denken war. Erst nach Kriegsende griffen die Planer die formulierten Leitlinien allmählich auf, als sie nach neuen Wegen suchten, den grossen und dringenden Bedarf an Wohn- und anderen Nutzflächen zu decken. Evakuierte, Flüchtlinge sowie Heimkehrer aus Kriegsdienst oder Gefangenschaft mussten untergebracht werden, während gleichzeitig in deutschen, aber auch vielen anderen europäischen Städten Infrastrukturen und Wohnraum grossflächig zerstört waren. Auch an sich unbeschädigte Bausubstanz war vielfach in schlechtem Zustand, da unter Kriegswirtschaft oder während jahrelanger Besatzungszeit die notwendigen Ressourcen für den Gebäudeunterhalt anderweitig gebunden waren.

Die grossflächigen Zerstörungen erforderten grossmassstäbliche Planungen. Sie boten aber gleichzeitig die seltene Chance zur Neukonzeption ganzer Stadtquartiere. Als Beispiel, stellvertretend für viele ähnliche Planungen, sei hier die ab Mitte der 1950ger Jahre durch Walter Gropius geplante, inzwischen auch nach ihm benannte Gropiusstadt in Berlin-Neukölln aufgeführt. Walter Gropius war 1919 der Gründer des Bauhauses und er gehörte 1929 zu den Gründungsmitgliedern der CIAM-Kongresse. Entsprechend sind hier die Leitlinien der Charta von Athen zunächst direkt in die Planung eingeflossen. Die Errichtung der Berliner Mauer 1961 erzwang allerdings eine Umplanung des Quartiers, die vorgesehene, relativ luftige Bebauung gemäss den Vorstellungen Gropius wurde vor allem hinsichtlich der Gebäudehöhe nachträglich verdichtet und ab 1962 für über 50'000 statt bisher gegen 40'000 Bewohner realisiert.

Doch zurück in die Schweiz, zurück nach Rheinfelden: Die Schweiz blieb glücklicherweise von vergleichbaren Kriegseinwirkungen verschont. Infrastrukturen und Bausubstanz waren nach Kriegsende grundsätzlich intakt. Hinsichtlich der Bevölkerungsstrukturen und politischem System haben sich die Einschnitte des Ersten und vor allem des Zweiten Weltkriegs ebenfalls nur abgeschwächt ausgewirkt. Bereits die Industrialisierung war in der Schweiz weniger umwälzend, als in anderen Staaten Europas. Die Industriestandorte des 19. Jahrhunderts sind vergleichsweise klein geblieben und haben einen geringeren

Bevölkerungsdruck als beispielsweise in den Industriemetropolen Englands ausgelöst. Die weitgehend landwirtschaftlichen und eher kleinräumigen Wirtschaftsstrukturen der Schweiz konnten sich lange halten.

In der städtischen Bebauung waren Hochhäuser in der Schweiz wie im restlichen Europa eine Ausnahmeerscheinung. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden Einzelbauten oder aufgelockerte Gruppen von Hochhäusern, aber nirgends in einer mit nordamerikanischen Innenstädten vergleichbaren Dichte und wenigstens in der Schweiz in der Regel auch nicht in der Innenstadt selber. Denn hier unterscheidet sich die schweizerische Ausgangslage in der Mitte des 20. Jahrhunderts deutlich von derjenigen vieler mitteleuropäischer Städte: die historisch gewachsenen Stadtzentren mit ihren teilweise jahrhundertealten Strukturen sind bis heute erhalten geblieben. Für Neubauten, geschweige denn grossmassstäbliche Stadtplanungsprojekte, standen die Innenstädte nur eingeschränkt zur Verfügung. Es gab zwar in den 1950er und 1960er Jahren Planungen, bei denen die historische Bebauung im Sinne der CIAM-Visionen durch Neubauten ersetzt worden wäre,[6] aber umgesetzt wurden sie nur selten, und wenn, dann nur ansatzweise oder punktuell. Die Kriegszerstörungen Europas hingegen ermöglichten nicht nur, sondern erzwangen vielfach eine nahezu flächendeckende Neubebauung, u. U. sogar Neukonzeption der Innenstädte.

In den Randbereichen schweizerischer Stadtzentren entstanden bereits Mitte der 50er Jahre erste Bürohochhäuser. In Basel waren die Verwaltungen von Versicherungen oder die chemische Industrie entsprechende Bauherren. Ein markantes Beispiel ist das ab 1960 erbaute Lonza-Hochhaus in Basel. Es entstanden auch erste Wohnhochhäuser wie an der Flughafenstrasse ab 1950 oder im Hechtliacker ab 1962. Doch handelt es sich um Einzelbauten oder Kleingruppen von Bauten, die zwar auf der Basis der CIAM-Ideen entworfen, aber weitgehend in vorhandene Quartierstrukturen eingegliedert sind. In Rheinfelden gehören die Wohnhochhäuser an der Salinenstrasse zu dieser Kategorie.

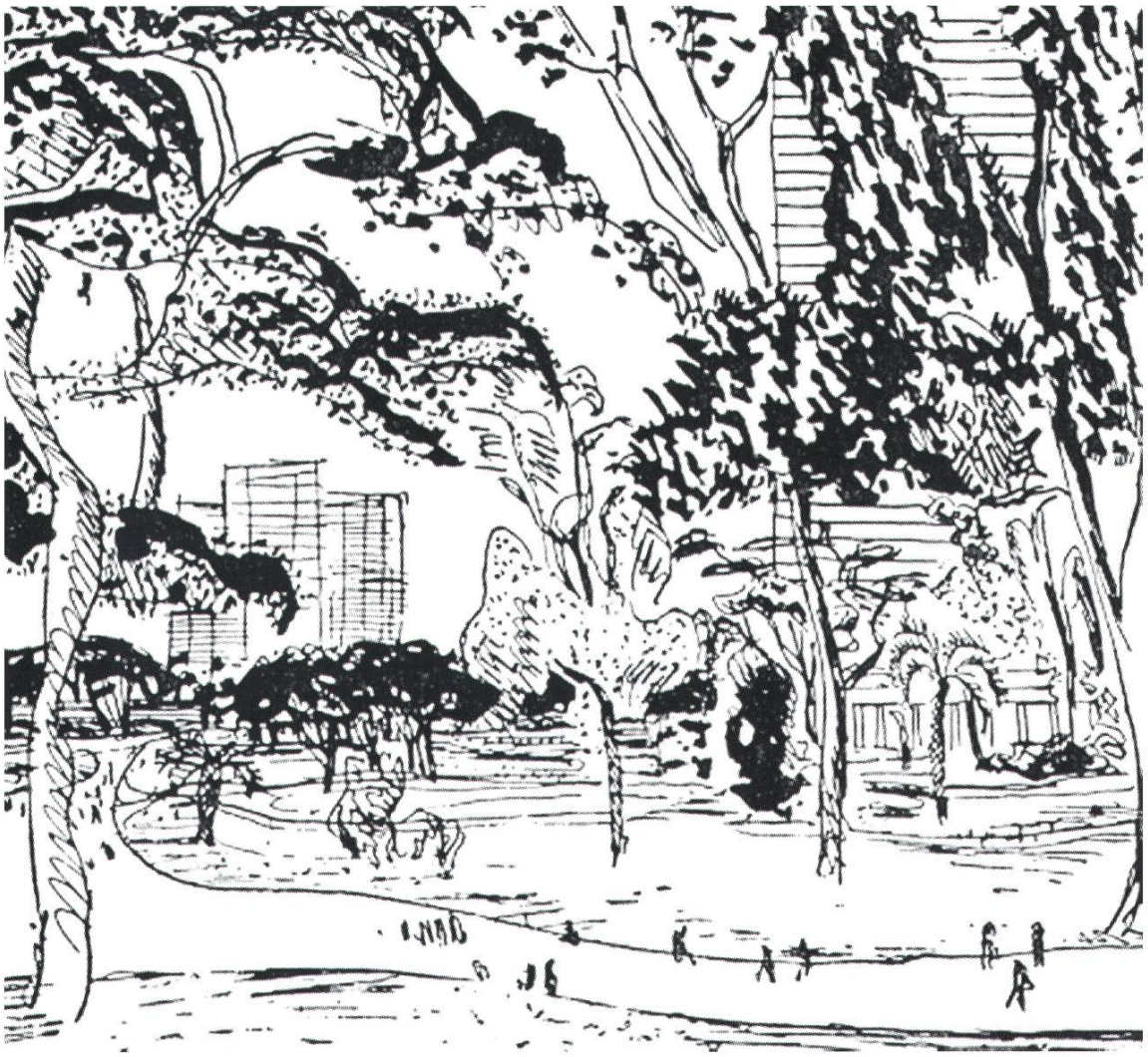
Erst mit zunehmender Distanz vom Zentrum entstehen in Stadtrand-Lage oder sogar deutlich ausserhalb des Stadtperimeters eigenständige Quartiere mit eigener Infrastruktur als eigentliche Trabanten-

---

[6] vgl. Abrisspläne und Neubebauungsentwürfe zur Basler Innenstadt, das Quartier um den Andreasplatz.

oder Satellitenstädte. Eines der ersten Beispiele dafür ist das Tscharnergut in Bern-Bethlehem ab 1958, welches für rund 5000 Bewohner vorgesehen war. In Rheinfelden wurde ab 1971 für ca. 3000 Bewohner der Augarten errichtet, und in Kaiseraugst ab 1975 das Quartier Liebrüti. Sozusagen in Sichtweite von Augarten und Liebrüti, auch in vergleichbarer Grösse zu diesen beiden, aber durch die Lage in Deutschland mit etwas anderer Ausgangslage ist das ‚Salzert' östlich Lörrach-Stettens ab 1963 für rund 2500 Bewohner gebaut worden.

Verglichen mit der weiter oben erwähnten Gropiusstadt und ihren heute noch rund 38'000 Bewohnern sind dies kleine Siedlungen. Wesentliche Grundprinzipien der Charta von Athen sind aber gleichermassen erkennbar: relativ lockere Bebauung mit grossen Freiräumen, hohe Appartementhäuser, Durchmischung von Gebäuden unterschiedlicher Höhe, und neben den Bereichen der Wohnnutzung ein



Skizze Le Corbusiers zur Ville Radieuse

Bereich mit Läden, Cafés, Freizeit- und anderen Gemeinschaftsnutzungen. Bei der Siedlung Liebrüti ist sogar das Konzept der Verkehrsführung auf mehreren Ebenen aufgegriffen worden.

Brauchbarkeit und Wohnlichkeit solcher Satellitenstädte wurde von Beginn an, und in zunehmendem Masse, kritisch gesehen. In diesem Zusammenhang kann selbst der 1971 erschienene Asterix-Band «Le Domaine des Dieux», zu Deutsch «Die Trabantenstadt», als zeitgenössische Kritik in humoristischer Form angesehen werden.

Die Umsetzung der Maximen von Le Corbusier und Gleichgesinnten in die gebaute Realität gelang nur selten, denn die Umsetzung erfolgte teilweise unvollständig, sozusagen nur punktuell, unter Umständen unter Weglassung entscheidender Gesichtspunkte oder Elemente. Teilweise sind die Leitlinien zu schematisch und ohne das volle Verständnis für die Absichten angewendet. Vielfach haben sich die in der Theorie angestrebten Qualitäten in der praktischen Umsetzung einfach nicht als solche bewährt, vor allem wohl, weil sie nicht mehr mit den seit der Entwicklung und Ausformulierung der Leitlinien laufend veränderten Randbedingungen vereinbar waren.

Heute gestaltet sich der Umgang mit Bauten der 60er, 70er, und 80er-Jahre, sowohl bautechnisch als auch gestalterisch schwierig, erst recht, wenn sie als ganze Siedlung errichtet waren. Die durch die Charta von Athen bis zum gewissen Grad geforderte – in mancher Hinsicht auch realisierte – Flexibilität ist für einen aus heutiger Sicht zentralen Punkt der Gesamtkonzeption einer Wohnsiedlung nur bedingt möglich, nämlich derjenige der wünschenswerten Durchmischung eines Quartiers hinsichtlich Alters- und Familienstrukturen. Die auf die damalige Bevölkerungsstruktur und an deren Bedürfnisse angepassten Wohnungsgrössen und Grundrisslayouts entsprechen dem Flächenbedarf und der Vielfalt heutiger Ansprüche nicht mehr in allen Belangen. Eine Anpassung kann technisch schwierig und sehr aufwändig sein. Ein Wohnhochhaus ist als Grossform in seiner Grundstruktur nicht ohne weiteres veränderbar und kann so schon als Einzelbau oder kleine Gruppe, erst recht aber als ganze Siedlung gewissermassen zum Klumpenrisiko werden. Doch wer vermag heute die Bedürfnisse in 50 oder 60 Jahren vorauszusehen? Denn solange liegt die Entstehung der Rheinfelder und anderer Hochhäuser zurück, solange ist es her, dass die heute notwendige Veränderbarkeit nicht vorhergesehen wurde.

Einkaufs- und Freizeitverhalten haben sich bis heute deutlich verändert. Die für die jeweiligen Quartiere vorgesehenen Läden oder Gemeinschaftseinrichtungen können vielfach nicht mehr betrieben

werden und stehen leer. Im optimalen Fall können sie zumindest anderweitig genutzt werden. Aber der damit einhergehende Verlust von Treffpunkten, gewissermassen gemeinschaftlichen Identifikationspunkten führte in der Vergangenheit bei manchen derartigen Siedlungen zu einer Abwärtsspirale hin zur unbelebten und unpersönlichen Schlafstadt. Hohe Fluktuationsraten und in einem nächsten Schritt hohe Leerstandsquoten evozierten eine veränderte soziale Zusammensetzung der Quartierbevölkerung sowie rückläufige Mieteinnahmen. Dies wiederum setzte mit entsprechendem Unterhaltsrückstand die Abwärtsspirale weiter fort und führte im schlimmsten Fall zu sozialer und baulicher Verwahrlosung ganzer Siedlungen.

Hochhaus am Rütteliweg Foto: Walter Herzog

Dieses Schicksal traf und trifft für die Hochhausgruppen in Rheinfelden selbst und für die Siedlung Augarten nicht oder allenfalls ansatzweise zu. Sicherlich begünstigt dadurch, dass es sich um vergleichsweise kleine, überschaubare Siedlungen in kleinstädtischem Umfeld handelt und der Hintergrund der Grossstadt mit seinen vielfach negativen Begleiterscheinungen fehlt – auch Basel ist in dieser Hinsicht glücklicherweise nicht wirklich als Grossstadt anzusehen. Das oft negative Image von Wohnhochhäusern durch die Assoziation des Hochhauses als direkte Weiterentwicklung der Mietskasernen des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts zu heutigen Wohnsilos trifft auf Rheinfelden ebenfalls nur abgeschwächt zu.

Die in der Nachkriegszeit beginnende, zunehmende Individualisierung weiter Bevölkerungsschichten stand im Widerspruch zu den Ideen Le Corbusiers. Für Viele galt lange das Einfamilienhaus im Grünen als das Ideal. Doch hier ist heute bereits wieder eine Gegenbewegung spürbar und als Alternative zum freistehenden Einfamilienhaus sind Eigentumswohnungen in grösseren Überbauungen mit gemeinsamen Freiräumen sehr gefragt.[7] Ein häufiger Kritikpunkt nicht nur bei eigenständigen Siedlungen sondern vor allem bei Hochhausgruppen innerhalb des Stadtperimeters ist das Fehlen urbaner Qualitäten. Heute ist die Verdichtung des Wohnraumes ein wichtiges Thema der Stadt- und Ortsplanung und der ökonomische Umgang mit dem Boden ist ein im Raumplanungsgesetz festgeschriebener Grundsatz geworden. Das Konzept der Ville Radieuse sah eine Bebauung von 12% vor und einen Freiraum von 88% – schon zur Entstehungszeit eine für Schweizer Verhältnisse wirtschaftlich nicht tragbare Ausnutzung, oder genauer gesagt, Unternutzung des zur Verfügung stehenden Bodens.

Perlen am Rhein

Nach dem Blick auf die Hintergründe der Entstehung von Hochhäusern in Rheinfelden ist es am Lesenden, zu beurteilen, ob es sich effektiv um «Perlen an Rhein» handelt. Die durchaus vorhandenen Qualitäten der Hochhäuser am Rhein sind vielleicht nicht so augenfällig, liegen eher versteckt und vielleicht auch weniger in den einzelnen Baukörpern, denn in der Konzeption, im Layout und den Möglichkeiten der Gesamtanlage. Vorhandene Qualitäten zu erhalten, wiederherzustellen oder mit neuen Qualitäten zu ergänzen, hängt nicht unwesentlich vom

[7] Hier wäre das Pile up als junges Beispiel in Rheinfelden anzuführen.

Geschick der Planer im Umgang mit der vorhandenen Bausubstanz ab, vor allem aber vom Willen und Engagement der Bewohner, sich aktiv mit ihrem Umfeld und ihren Mitbewohnern auseinander zu setzen.

Quellen: Frampton, Kenneth, Die Architektur der Moderne, Stuttgart 1983
Giedion, S., Raum, Zeit, Architektur, Zürich / München 1984
Giedion, Sigfried, Befreites Wohnen, 1929, Hrsg. Von Dorothee Huber, Frankfurt a. M. 1985
Le Corbusier, Urbanisme, 1925; Neuauflage Paris 1966